

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

17

Von A. Ranc.

Aus Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Ich heiße Michel,“ sagte der Italiener lächelnd, dann fuhr er fort:

„Von sechzehnhundert Mann — so viel rechne ich im Minimum — sind fünfhundert und etliche darüber beschäftigt. Es bleiben uns noch tausend, zehn Centurien ungefähr. Diese werden um Mitternacht aufbrechen und sich in konzentrischem Marsch auf das Stadthaus zu bewegen. Auf ihrem Wege werden sie die halbberauschten Patronillen, denen sie vielleicht begegnen, mitnehmen und auch einige Offiziere, die durch ihre Energie bekannt sind. Das ist im großen und ganzen meine Idee. Die Einzelheiten übergehe ich.“

Der allgemeine Treffpunkt ist, wie ich schon sagte, das Stadthaus. Wir werden gegen 4 Uhr morgens dort sein und dort höchstens eine Kompanie der Kohorte vorfinden, denn es ist thatsächlich unmöglich, daß die Truppen schon auf den Weinen sein sollten. Wer hätte auch Befehl dazu ertheilen können, da wir ja das Stadtkommando in der Hand haben!

So machen wir uns also ohne weitere Schwierigkeiten zu Herren des Stadthauses und richten dort die Kommune von Paris ein, die provisorisch durch Delegation des Volkes mit der revolutionären Gewalt betraut wird.

Paris wird beim Erwachen erfahren, daß es kein Polizeiministerium, kein Ministerium des Innern, keinen Polizeipräfekten, keinen Platzkommandanten, keine Polizeikommissare und keinen Seinepräfekten mehr hat. Es wird zugleich erfahren, daß Napoleon inmitten seiner Armee gefangen genommen ist und daß eine revolutionäre Regierung im Stadthause ihren Sitz aufgeschlagen hat. Es wird weiter hören, daß diese Regierung die Verhaftung der obersten Beamten des gestürzten Kaiserreiches angeordnet hat und daß die ausführenden Gewalten des Volkes diesen Befehl bereits vollstreckt haben. Dadurch wird das Volk Vertrauen zu uns und damit auch zu sich selbst gewinnen. Von Tagesanbruch ab werden wir hauptsächlich zweierlei zu thun haben: Plakate in Paris anzuschlagen und uns der Briefpost zu bemächtigen. Ein besonderes Plakat wird im wesentlichen folgendes enthalten:

„Da jede andere Macht vor der des Volkes aufhört, darf kein Beamter der gestürzten Regierung, er möge nun zur Verwaltung, zur Politik oder zur Gerichtsbarkeit gehören, einen Befehl geben, zu dem er sich durch seinen früheren Beruf berechtigt glaubt. Wer diesem Befehl zuwiderhandelt, wird unverzüglich mit dem Tode bestraft.“

Wenn das ausgesprochen und begriffen ist, wird — seien Sie versichert — niemand sich rühren. Es giebt dann weder Regierung noch Beamte, noch Polizei in Paris, niemand, der Befehle geben, niemand, der sie ausführen kann. Es wird nur eine Behörde geben, die Kommune. Der Tag wird noch nicht zu Ende sein, wenn wir die Beitrittserklärung der Diener der gestürzten Regierung in Händen haben. So haben wir dann freie Bahn.

„Nun“, fuhr der Italiener fort, „wollen wir einen wichtigen, entscheidenden Punkt prüfen: Sollen wir zwei große Streiche zu gleicher Zeit, Sie in der Armee, ich in Paris führen? Oder soll ich Nachrichten von Ihnen abwarten und nicht eher vorgehen, als bis Ihr Plan geglückt ist?“

„Meine Meinung“, sagte Abbé Georget, „ist, daß die Sache nicht getrennt werden darf. Sie sind unser gewiß Michel, und wir Ihrer. Halten wir also einen bestimmten Tag fest, und geben wir uns für diesen Tag ein gemeinsames Ziel, das glorreich oder vielleicht auch tödtlich für uns sein wird.“

Der Abbé sprach diese Worte mit düster erregtem Gesichtsausdruck.

„Nur ruhig Blut“, sagte Rochereuil. „Rechnen wir auch mit dem Zufall. Wir sind nicht sicher, ob wir auch genau an dem festgesetzten Zeitpunkt handeln können. Eine Bewegung der Armee nach vor- oder rückwärts kann uns Verspätung bringen. Sollte Decius todt sein, so müßten wir

andere Maßregeln verabreden, die wohl einen oder zwei Tage in Anspruch nehmen können. Wenn die Nachricht nun nicht in Paris eintrifft, wer weiß, was dann geschieht? Michel sagte — und er hat Recht — daß er nicht gewiß wäre, ob die Vorstädte sich erheben werden. Ein tüchtiger General — und es giebt solche unter den Jüngeren — wird vielleicht die Sektionsmitglieder aufreiben und damit alles, was von der revolutionären Armee übrig bleibt. Diese wird aber unsere einzige Macht sein, so lange bis eine neue Generation da ist. Ich denke genau so wie Michel. Der Einsatz ist zu theuer. Warten wir also, ehe wir ihn daran setzen, so lange, bis alle Umstände uns günstig sind.“

„Kurz“, sagte Fouché. „Sie schließen...“

„Ich verlange, daß die Sektionen nicht eher auf die Straße steigen, als bis der Rath von uns die Nachricht von einem glücklichen Erfolg erhalten hat.“

„Aber“, wandte der Abbé ein, „wenn der Rath die Nachricht hat, haben die kaiserlichen Behörden sie auch. Sie werden auf der Hut sein; vielleicht ordnen sie aufs Geratewohl Massenverhaftungen an. Viele unserer Leute sind ohnehin verdächtig. Vielleicht ist man Ihnen dann an Schnelligkeit über, Michel. Es genügt nur etwas Entschlossenheit von Seiten Rovigos oder des Herzogs von Feltre. Denken Sie denn, daß Napoleon, besonders nach dem Malet'schen Streich, Paris verlassen hat, ohne Instruktionen, ohne einen Vertheidigungsplan zu hinterlassen, um im Falle eines Unglücks wenigstens seinem Sohne den Thron zu sichern?“

„O“, antwortete Fouché, „wenn sie alle wissen, daß sie von ihrem Herrn und Meister nichts mehr zu fürchten und zu hoffen haben, wird die Unordnung überhand nehmen. Jeder wird nur an seine persönliche Sicherheit denken. Uebrigens,“ fuhr er, sich an den Italiener wendend, fort, „wieviel Vorsprung glauben Sie nöthig zu haben?“

„Sechs Stunden.“

„Sie werden Tag und Nacht haben, dafür stehe ich. Ich habe die Nachricht von dem Siege bei Marengo acht Stunden vor den Konsuln gehabt. Ich werde es in diesem Falle ebenso machen. In der Armee selbst wird es nicht schwer sein, das Geheimniß einen ganzen Tag zu bewahren. Wir wollen nichts überstürzen. Alles muß bereit sein, bevor Sie handeln. Nach dem Ereigniß sind wir nicht mehr Herren über uns, sondern werden von dem großen Strome fortgetragen, anstatt ihn zu leiten. Wieviel Zeit brauchen Sie hier, Herr Rochereuil, um Ihre letzten Anordnungen zu treffen?“

„Acht Tage.“

„In acht Tagen werde ich in Paris bereit sein“, sagte der Italiener.

„Ich brauche nicht weniger“, fuhr Fouché fort, „um meine Arbeit von Marengo wieder aufzunehmen, um das Feuer auf dem Herd der Revolution wieder anzufachen und in ganz Frankreich die Nationalgarden marschbereit zu machen.“

„Nicht die Nationalgarden, sondern das Volk gilt es zu bewaffnen“, sagte der Italiener. „Wir wollen auf den revolutionären Gedanken zurückkommen. Wir müssen die patriotische Energie erwecken, dann wird das Ausland nicht zu fürchten sein. Der innere Feind ist gefährlich, den will ich vernichten. Wir wollen das Volk bewaffnen und nicht die Reichen. Bonaparte hat die Aristokratie gerettet, aber für beide hat die letzte Stunde geschlagen.“

„Vielleicht“, sagte ernst Fouché. „Jetzt wollen wir den Tag der That bestimmen.“

„Was mich anbetrifft“, sagte der Offizier, der während der Diskussion stumm geblieben war, „so habe ich schon daran gedacht. Decius wird seinen Dienst im Hauptquartier vom 10. bis zum 15. Oktober haben. Dann oder niemals ist die Gelegenheit da.“

„Es sei; wir werden am neunten eintreffen.“

„Das ist sehr spät“, sagte der Italiener. „Wo wird die Armee in drei Wochen sein? Welche Ereignisse können sich bis dahin zutragen? Die Verbündeten werden vielleicht schon den Rhein überschritten haben. Ein Ueberfall Frankreichs, das bedeutet soviel wie den Triumph der Gegenrevolution. Wir haben seiner Zeit dem Ausland den Kopf Ludwigs XVI. hingeworfen. Nach mehr als zwanzig Jahren ist die Situation dieselbe. An uns ist es, Napoleon zu züchtigen und den Einsatz zurückzuschlagen. Wenn er durch fremde und nicht durch unsere Hände fällt, so

wird sein Sturz das Zeichen zu einer Unterdrückung werden, unter der im Namen der Freiheit alle Völker Europa's zerschmettert werden. Siegt er, so hat der Mann des achtzehnten Brumaire der Freiheit die letzten Artieße verfehlt. Wenn er aber von Anderen als von den Revolutionären besiegt wird, so ist die Revolution vielleicht auf dreißig Jahre verlagert! Ich beschwöre Euch, wir wollen keine Zeit verlieren . . ."

Fouché erwiderte:

"Der Kaiser kann nicht mehr siegen; und vor Ablauf von drei Monaten wird er nicht besiegt sein. Der Sieg bei Dresden hat ihm Frist verschafft. Noch heute könnte er, wenn er den Rath befolgte, den ich ihm nach Lützen gegeben habe, wenn er an Italien, Holland, Spanien, die Heere und die Garnisonen, die sich dort befinden, dächte, wenn er die Unabhängigkeit dieser Länder proklamirte, wenn er sich verpflichtete, über seine natürlichen Grenzen nicht mehr hinaus zu gehen . . ."

"Wer würde ihm glauben, einem Menschen, der immer gelogen hat?"

"Man würde ihm vielleicht nicht glauben; aber seine Vertheidigungsstellung hinter dem Rhein, den Pyrenäen und den Alpen würde stark zum Nachdenken Anlaß geben. Er hat in Deutschland ungefähr 250 000 Mann; er würde bald 120 000 aus Italien, Spanien und Holland herbei bringen. Mit dieser Armee, unterstützt durch das erste Aufgebot der Nationalgarden, könnte er ganz Europa trohen. Ich würde es auch thun können. Mit Bernadotte habe ich bei der Affäre von Welcheren gezeigt, was man von Frankreich, selbst wenn es ruiniert ist, bei seinen unerschöpflichen Hilfsquellen, seiner unbeugsamen Energie noch erreichen kann. Aber wenn man das erreichen will, muß man die Sprache der Revolution sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

## Ein gefährvoller Nachmittag.<sup>\*)</sup>

Nach Mittheilungen eines Wiener Technikers.

L. H.—i. Wenn man einmal diesen Globus in die Luft sprengen wollte, könnte dies am zweckmäßigsten von Waltham Abbey aus geschehen. In Waltham Abbey fabrizirt nämlich Großbritannien den größten Theil seines rauchlosen Schießpulvers, dem es den Namen Cordite gegeben hat, sowie seiner Schießbaumwolle und seines Nitroglycerins. Und es fabrizirt sie im tiefsten Geheimniß, Waltham Abbey ist der Sitz der dunkelsten sprengtechnischen Mysterien. Es leben auch nicht viele Kontinentale, die je einen Fuß in diesen heiligen Bezirk gesetzt haben. Der bloße Gedanke, daß ein Fremder den Plan hege, die königliche Schießpulverfabrik zu Waltham Abbey zu besuchen — ich würde Herrn Pinero, dem Londoner Komödienschreiber ratthen, einen solchen Fremden auf die Bühne zu bringen, er hätte einen Bombenerfolg, denn ganz England würde sich vor Lachen schütteln. Und was die Wiener betrifft, . . . seit dem Professor Rudolf Benedikt, der als einer der Experten im internationalen Schiedsgericht für den Prozeß Englands gegen die Nobel Company wegen des Cordites fungirte, war kein Wiener in Waltham Abbey. Ich glaube, als Professor Benedikt voriges Jahr starb, athmeten die Lenker von Waltham Abbey auf, weil wieder ein Mitwiffer weniger auf Erden war. Daß ich hineinkam, verdanke ich meinem Freunde Oskar Guttmann, einem geborenen Ungarn, der als Ingenieur und Chemiker in England lebt. Auch ein merkwürdiger Mensch. Als Buchhalter in der Dynamitfabrik zu Sankt Lambrecht, Rärnten, warf er sich autodidaktisch auf spreng-technische Studien und ist jetzt ständiger Beirath der englischen Regierung in allen Sprengangelegenheiten. Er hat auch das vollständigste Werk geschrieben, das über Sprengstoffe existirt. Mit ihm fuhr ich eines Nachmittags von St. Pancras-Station nach Waltham Cross, einer bloß dreizehn Meilen von London gelegenen Station der Great Eastern Railway. Waltham Abbey ist selbstverständlich eine alte Abtei nebst Dorf, alles in rothem Mohnziegelbau, die dicke Kirche mit dem landesüblichen Epheu übersponnen. Wir schlugen eine lange, breite Landstraße ein und fuhren auf einen ausgedehnten alten Park los, der etwas Herzoglichem gleich sieht. Eine drei Meter hohe, hellgelb gefärbte Mauer umgiebt ein Gebiet, dessen Durchquerung eine halbe Stunde raschen Gehens erfordert. Ringsum tiefe Stille, man hört wirklich keinen Laut in dieser Heimath der größten Knalleffekte. "Sie hätten doch lieber nach Ardeer in Schottland gehen sollen," sagte mein Führer, "dort ist nur die zweitgrößte Fabrik im Reiche, aber dort hat noch nie eine Explosion stattgefunden, was als Unikum in der Welt da steht, während in diesem friedlichen Park hier schon so manches in die Luft spaziert ist." Wir sprachen dann weiter über die Einzelheiten des Explosions und ich kam zur unheimlichen Ueberzeugung, daß man auch hier meistens nicht recht weiß, warum und wieso etwas in die Luft geht. Alle plötzlichen Rannen dieser nervösen Stoffe sind noch nicht ergründet.

Wir hielten vor der „Lodge“, die aus zwei Thorpavillons besteht. In den linker Hand gelegenen traten wir ein. Es sieht darin aus wie in einem Polizeiarrest. Ein dicker Amtsgeruch von Knaster weht uns an. Auf grünen Bänken an der Wand sitzen einige Policemen; auf einem alten Stehpult, das über und über mit Tinte bespritzt ist, liegt ein schmutziger Foliant, in den wir uns einschreiben müssen. Ein Beamter in schwarzblauer, roth passpolicirter Uniform, mit der niedrigen Mütze der Eisenbahnschaffner, wird gerufen und mein Führer sagt ihm, wir wünschten den Kapitän Nathan zu sehen. Das ist der Vizedirektor und er führt den unheimlichen Titel: „Officer in charge of danger buildings“ (Offizier für gefährliche Gebäude). Den Generaldirektor, Colonel Mac Clintock, besah ich erst später zu sehen. Kapitän Nathan erschien und begrüßte meinen Führer mit dem kollegialen Gleichmuth, den etwa zwei Scharfrichter bei zufälliger Begegnung haben mögen. Sie waren ganz und gar nicht aufgeregter, die Sache hätte etwas ganz Harmloses sein können, der Besuch einer Bonbonfabrik oder dergleichen. Der Kapitän verfügte das Nöthige und übernahm selbst unsere Führung. Aber meine Bonbonfabrik wurde sofort illusorisch, denn als ich die Lodge verlassen wollte, erhoben sich zwei Policemen und sagten: „Stop!“ Kein Wort weiter. Sie traten zu mir und führten eine sogenannte Leibesvisitation vom Scheitel bis zur Zehe durch. Sie leerten alle meine Taschen, wobei ich mir neugierig war, ob sie auch drei kleine Geheimtaschen im Futter finden würden. Sie fanden alle drei. Dann mußte ich mein Führer denselben Verfahren unterwerfen; er war bloß Vertrauensmann der Regierung, nicht aber dieser Policemen. Unsere Sachen steckte man in Kouverts, die man äußerlich verschloß und mit unseren Namen beschrieb. Diese Kouverts sandte man durch einen Laufburschen nach der jenseits des Parks befindlichen Ausgangs-Lodge, wo wir sie wieder erhalten sollten; der Bursche durfte aber den Weg nicht quer durch den Park nehmen, sondern mußte außerhalb den Umweg um das halbe Gebiet machen.

Meine Bonbonstimmung war nun gänzlich verraucht und ich trat unwillkürlich möglichst genau in die Fußstapfen Kapitän Nathan's, der in seinem Kohleinwandmittel hoch und breit vor mir her schritt. So lange ich ihn nicht fliegen sah, hielt ich auch mich für verhältnißmäßig sicher. Ich fühlte eine starke Anwendung von Galgenhumor, die nichts von Furcht hatte. Unbestimmte Vorstellungen von Atomisirwerden freisten in meinem Gehirn, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß es doch hübsch wäre, wenn ich hier meiner eigenen Himmelfahrt beizuwohnen könnte. Aber die Sache tauchte sich bald in eine ganz harmlose Stimmung. Ich sah nichts mehr, als daß die alten Miesebäume so schöne Herbstfarben spielten und der Bach so gemüthlich im weichen Rasengrün dahinschlenderte. Es war still, als hätten wir Sonntag, und kaum ein Mensch zu sehen, denn ein überflüssiger Mensch kommt in diesem Bezirke nicht vor. Eine Fahrstraße folgt dem Bache, dem die dicken Weiden ihr blaßes Laub hineinhängen lassen. Ich mußte an die Weidenkohle im Schwarzpulver denken . . . und richtig, da zog sich schon eine endlose Reihe offener Kohlenmeiler den Bach entlang, und seitwärts standen kleine Mischhäuser für Schwarzpulver. Dann änderte sich das Bild, und es folgten ungeheure Strohristen, und Lehmmeiler dabei, in denen Stroh zu einer braunen Kohle gebrannt wird. Wir waren bei dem englischen Braimpulver, dessen unerreichte Eigenschaften mir gerühmt wurden.

Dann bog der Weg ab, und die ganze Szene änderte sich abermals. Vor uns erhebt sich ein ungeheures, einsäckiges, gelbes Gebäude, mit großen eisernen Fensterläden ringsum. Zahlreiche große Maschinen, auch diese gelb gestrichen, scheinen daran zu lehnen. Sie pumpen aus großen Tanks (Bassins) von Blei oder Steingut konzentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure, die in dicken Steingutröhren außen die Wände hinansteigt, um sich in ein Reservoir auf dem Dache zu ergießen. "Wir sind in der Abtheilung für Schießbaumwolle," sagt mein Führer, in dem Tone, als sagte er: „Hier beginnt Regent Street.“ Schießbaumwolle ist unzweifelhaft ein Wort, das einen gewissen Eindruck macht, selbst wenn man, was Chemisches drum und dran ist, so genau weiß wie ich. Wir betreten eine weite Halle, erfüllt von blendendem Tageslicht und jenem unbeschreiblichen Geruch, der entsteht, wenn man Kupfer in Scheidewasser wirft. In Reihen meterlanger brauner Steingutwannen steht ein rothbraunes Gemisch jener beiden gemüthlichen Säuren und stößt von Zeit zu Zeit ein feines Säulchen rothen Dampfes aus, das mir stets als ein Symbol des Erslickenden vorschweben wird. In dieser Flüssigkeit liegt weiße Baumwolle in handgroßen Stücken eingeweicht, eine sogenannte „charge“ davon in jedem Gefäß. Sie saugt sich voll (is soaking) mit dieser kostbaren Sauce, zu deren richtiger Mischung eine weit über den Horizont aller Pariser Sauentische gehende Feinsichtigkeit gehört. Sie wird auch mit einer Sorgfalt zubereitet, die noch an keine Sauce Béchamel oder Remoulade gewendet worden. Wenn dann trotzdem einmal beim nachherigen Abbrinnenlassen auf der geneigten Steinplatte gleich hundert Chargen oder mehr „ab Brennen“, so war die Sauce eben doch nicht mit genügender Sorgfalt zubereitet. Warum, daß weiß keiner. Und sie „brennen ab“, wie man das nennt, in aller Stille, ohne Flamme, ohne Knall, sie gehen einfach in jenen rothen Dampf über, 10 000 Gulden verdunsten buchstäblich.

Ich sah sie weichen, und über Glasstäbe abrinnen, und abtropfen, die liebe Schießbaumwolle, und hütete mich, sie zu heftig anzuschauen, damit sie nicht etwa von einem auffallenden Blick explodire. Weiß man denn oft, wovon sie losgegangen ist? Die erste Fabrik, die des östereichischen Oberflintenauts v. Venk, zu Hirtenberg bei

\*) Aus dem „Pester Lloyd“.

Reobensdorf, ging ohne ermittelbaren Grund in die Luft, an einem Sonntag, als kein Mensch in der Fabrik war. Zwanzig Jahre später kam Sir Frederic Abel, der größte Sprengtechniker Englands, hinter die Ursache, indem er ermittelte, daß Schießbaumwolle, wenn sie noch eine Spur Säure enthält, vom Sonnenlicht allein explodieren kann. Dann sah ich sie „todtnahlen“ und waschen und wieder waschen, die liebe Schießbaumwolle, und sah das Waschwasser durch nicht weniger als drei Filter rinnen, damit keine winzigen Theilchen des tödtlichen Stoffes in den Fluß gelangen möchten. Und dann sah ich sie zerkleinert, pulverisirt, gestülpt, breiig, papiermachartig . . . sie läßt sich das Alles gefallen, als könnte sie nicht Zwei zählen. Bei alledem bewahrte ich einen löblichen Gleichmuth, der Mensch gewöhnt sich auch an den intimen Verkehr mit Schießbaumwolle. Einmal aber fand ich die Sache doch zu romantisch; ein englischer Sensations-Romancier könnte darüber einen Dreibändigen schreiben unter dem Titel: „Das Geheimniß von Waltham Abbey“. Ich stand nämlich hart bei einer der hydraulischen Pressen, in denen gepülpte Schießbaumwolle durch den Druck von etlichen hundert Atmosphären zu feinharten Zylindern zusammengepreßt wird. Die Vorstellung davon allein hat etwas Angeheuerliches, es liegt darin etwas von technischer Frechheit, die über alles Feisenrauchen im Pulvermagazin hinauszuweisen scheint. Aber es ist alles so gut ausgerechnet und ausgeprobt, . . . bis auf die gewissen plötzlichen Seitensprünge des Materials natürlich. (Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton.

— In der Klemme. Der bekannte Chroniqueur und Vaudeville-Erneft Blum erzählt in „Gaulois“ folgende amüsante Erinnerung aus seinen reichhaltigen Theatererfahrungen: „Dem Theaterarzt stellt man, wie man weiß, einen Fauteuil allabendlich zur Verfügung. Er muß während der ganzen Vorstellung auf diesem Sessel bleiben, um sofort zur Verfügung der Verwundeten und Kranken zu sein. Nur kommt es natürlich vor, daß der brave Jünger Galens, wenn er ein und dasselbe Stück zwanzig Male gesehen hat, lieber spazieren, als in das Theater geht und den Sessel seinen Freunden und Bekannten der Reihe nach zur Verfügung stellt. Als ich jung und noch schlant war, machte ich eines Tages die Bekanntschaft eines blutjungen Arztes, der mit dem Dienste im Porte-Saint-Martin-Theater betraut war — um diese Zeit schreckte ich vor keinem Mittel zurück, um gratis ins Theater zu gehen! — und auf meine Bitte trat mir der Doktor, dem das übrigens ganz willkommen war und der anderswo hingehen wollte — seinen Sitz ab. Der erste Akt war noch nicht zu Ende, als der Regisseur auf mich losgestürzt kam und mich aufforderte, der jugendlichen Heroine, die plötzlich in eine Nervenerkrankung verfallen war, meine ärztliche Fürsorge angedeihen zu lassen. Ich war ganz perplex. Was sollte ich da thun? Ohne mich zu einem festen Entschlusse aufgegrast zu haben, gelangte ich in die Garderobe der Künstlerin, die die Hände rang und schrille Schreie ausstieß. Der Direktor stand mit angstverzerrten Zügen neben ihr. Er rief mir zu: „Kommen Sie, Doktor, kommen Sie schnell und sagen Sie, was wir thun sollen!“ — „Hu“, erwiderte ich, roth wie ein Krebs, während mir der kalte Schweiß von der Stirn rann, „ich weiß noch nicht! Wir werden ja sehen.“ Um mir eine gewisse Haltung zu geben, nahm ich die Hand der Kranken, als wollte ich ihr den Puls fühlen; die Dame fuhr fort, sich wie eine Schlange hin- und herzuwinden. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. — „Haben Sie ihr Wasser auf den Kopf gegossen?“ fragte ich. — „Ja.“ — „Und das hat keine Wirkung erzielt?“ — „Nein!“ — „Na, dann spritzen Sie keins mehr!“ — Das war doch immer etwas, um meine medizinischen Kenntnisse zu beweisen, und im Grunde recht logisch. „Lassen Sie sie etwas Eau de Cologne einathmen!“ — „Es ist keins da!“ — „So lassen Sie welches holen!“ — Der Direktor und der Regisseur stürzten gleichzeitig ab. Ich blieb allein mit der Künstlerin, der ich die Hände rieb, um doch etwas zu thun. Plötzlich wurde sie ruhig, schlug die Augen auf und sah mich lachend an. Ich war starr. „Doktor?“ fragte sie. „Sind Sie ein guter Arzt?“

„Ich, mein Fräulein, ja . . .“ „Sie sind jung, folglich müßten Sie lebenswürdig sein. Hören Sie also: ich bin gar nicht krank, Sie werden das sicher bald selbst bemerken, aber ich wünsche einen Urlaub von zwei bis drei Tagen durchzusetzen. Verhelfen Sie mir dazu!“ „Gern“, erwiderte ich entzückt, „um so mehr, als auch ich Ihnen ein Geständniß zu machen habe. Sie sind auch jung und gleichzeitig hübsch. Sie müssen also gut sein. Ich bin gar kein Doktor; ich vertere nur einen Freund! Aber sagen Sie das nicht, sonst verliert er seine Stelle.“ Die Künstlerin lachte laut auf. Gleichzeitig erschienen der Direktor und der Regisseur, jeder mit einer Flasche Eau de Cologne in der Hand. Stolz auf meine Kur, sagte ich ihnen, daß das nicht mehr notwendig sei, daß die Dame spielen könne, aber für die nächsten Tage einige Ruhe bedürfe. Mit süßsaurer Miene bewilligte ihr der Direktor einen Urlaub, und wir schüttelten uns verständnißmäßig die Hände.

k. Die größte Obst-Plantage der Erde befindet sich auf Jamaika, einer Insel der Großen Antillen, welche um ihrer Erzeugnisse willen den bedeutendsten englischen Besitz in Westindien ausmacht. Die Plantagen, deren Areal 44 000 Morgen Land umfassen, sind im Besitz einer amerikanischen Gesellschaft. 28 000 Morgen sind Eigentum der Gesellschaft, während 16 000 Morgen in Pacht genommen sind. Die Haupternte bilden Bananen und Kofos-

nüsse und im vergangenen Jahre wurden von Jamaika aus allein drei Millionen Büschel Bananen und fünf Millionen Kofosnüsse exportirt. Ueberdies sind beständig 12 Dampfer unterwegs, welche Eigentümern der Gesellschaft und dazu bestimmt sind, ihre süße Ladung nach Europa und Amerika zu befördern. Die nächstgrößte und beste Obstplantage ist bei Olden auf den Osart-Bergen in Süd-Missouri. Die Plantagen umfassen zwar nur 2200 Morgen Land, doch bilden immerhin 61 000 Birnchbäume, 23 000 Äpfel- und 2200 Birnbäume einen stattlichen Bestand. —

### Theater.

Deutsches Theater. Ludwig Fulda: „Jugendfreunde.“ Das vergnügliche Philisterium darf lachen. Es siegt auf allen Linien, soweit unser Theater in Frage kommt. Die Dichter sind drauf und dran, nach rückwärts zu schreiten, dorthin, wo man vor Jahren stand. Die Kritiker aber und die Theaterdirektoren, die vordem als Kritiker dem seichten Kleinram nicht scharf genug zu Leibe rücken konnten, sind quiesch-vergnügt und geben ihren Segen dazu.

Nach Ludwig Fulda will in seiner Posse „Jugendfreunde“, die am Sonnabend im Deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt wurde, vergessen machen, daß er einst im Ernst- und im Scherzspiel nach höheren Zielen strebte. Das bourgeois, ja das klein-bourgeois Behagen, von dem er in seinen ersten Stücken ausgegangen war, hat ihn völlig wieder, zum Gaudium aller gerechten Pfahlsbürger. Und so ergeht sich Fulda mit wohliger Breite in komischen Kleinlichkeiten; das Publikum ist belustigt und dankbar. Die alte Frage, ob es besser sei, das Ehejoch auf sich zu laden, oder im Junggesellenverein zu leben, wird in den „Jugendfreunden“ in einem Geiße behandelt, ähnlich wie er an Aneidischen waltet, wenn dies gewichtige Thema zu weiser Erörterung kommt. Zwanzig Jahre haben vier Junggesellen in Treue zu einander gehalten; da fällt es dreien von ihnen ein, zu heirathen! Die unseligen Junggesellen kannten aber die Weiber schlecht. Diese Luderchen machen ihnen bald das Leben sauer; und als die eine der Frauen über das rothgefärbte Haar der anderen loszieht, ist vollends der Teufel los. Kleine Ursachen, große Wirkungen. An den leidenden Weißbleuten geht der Bund der Jugendfreunde zu grunde, und der vierte übrig gebliebene Junggeselle, ein enorm reicher, eleganter Herr, heirathet schließlich auch und zwar seine arme Schreiberin; ganz wie der Prinz im Märchen das Aeschenputtchen freit. Er glaubt bestimmt, ein besseres Loos gezogen zu haben, als seine drei Freunde. Ueber derlei Dinge braucht das Publikum sich nicht den Kopf zu zerbrechen und die Schauspieler auch nicht. In gestalten giebt es da nicht viel. Man braucht nur munter plätschern zu können; und das geschah denn auch sowohl auf seiten der Schauspieler, die die Ehetruppel zu spielen hatten, als auch auf seiten der Schauspielerinnen, die das weibliche Jank-Lerzett darstellten. Ganz besonders komisch war Herr Rittner als hierfroher, pflegmatifcher Künstler; der komische Stil des Herrn Zielscher neigt doch gar zu sehr zu grober Uebertreibung. —

— Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist das christliche Ausstattungstück „Im Zeichen des Kreuzes“ vom Repertoire verschwunden, und die zu originellen Veränderungen schnell geneigte Direktion Samst versucht es jetzt mit einem Shakspeare-Zyklus. Am Sonnabend wurde als erstes Stück König Lear gegeben. Für die Verhältnisse dieses Theaters war die Aufführung recht brav. Wie so oft bei der Wiedergabe wahrhaft großer Dichtungen war auch hier wieder zu beobachten, daß kein äußerer Krisesanz als Weirwerk nöthig ist, wenn die Künstler mit verständigem Willen und etwas Begeisterung an ihre Aufgabe gehen. In der schlichten Darstellung auf einfacher Bühne wirkte König Lear ergreifend; und wenn alles, was sonst noch in nächster Zeit von Shakspeare gegeben werden soll, ebenso tüchtig herauskommt, so wird man sagen müssen, daß dieser Zyklus wahrlich nicht das schlechteste war, was Herr Samst zu bieten suchte. Unter den Darstellern nahm natürlich Herr Bauer als Träger der Hauptrolle den exponirtesten Stand ein; der Künstler deklamirte im Grauen der Schreckensnacht etwas stark, wußte sich im übrigen aber mit seiner Rolle wacker abzufinden. Als ein tüchtiger Künstler zeigte sich Herr Wendt, der den Edgar gab; die drei Töchter des Königs wurden von den Damen Thourer, Grinp und Schönau brav gespielt. —

### Musik.

— Im Linden-Theater ist der Offenbach-Zyklus bei der „Großherzogin von Gerolstein“ angelangt. In dem gräßlichen Rahmen der Liebestollheiten einer absoluten Duodestyrannin, die auf die große nordische Katharina II. hinweist, haben Meilhac und Halévy die blutigste und durchsichtigste Satire auf jene tragikomische Zeit geschrieben, in der noch der Hof von Stein-Bein-Klein-Delken-Schwibsenburg ganz Europa in die Schranken fordern zu können glaubte. Die Musik zur „Großherzogin“ zeigt Offenbach's Genie im hellsten charakteristischen Lichte. Die melodischen und parodistischen Gedanken strömen ohne pompöse orchestrale Verständlichkeit aus der Partitur hervor, und im Finale des ersten Aktes erreicht Offenbach in der Verpötlung der Meyerbeer'schen Brunkoper eine Höhe des musikalischen Witzes, welche die Gewalt klassischer Ironie besitzt. Für die Aufführung war eine recht lebendige Inszenirung und tüchtige orchestrale Ausgestaltung besorgt worden. Fräulein Zimmermann vermag zwar der liebenden Gewaltperson der „Großherzogin“ nicht den Reiz prickelnder Parodie zu verleihen, aber sie ist eine Sängerin

mit angenehmer Vortragart und ohne aufdringliche Operetten-  
degartheit. Eine urdrollige Wüßigkeit im Stolge seines burlesken  
Prinzenhums entwickelte Herr Becker als „Paul“, während bei  
Herrn Tarno (General Dum-Bum) der redlichen Liebe Müß,  
komische Affären anzunehmen, ziemlich vergeblich war. Herrn  
Sturm's „Frig“ war ganz Operettenenor; Vortrag, Stimme  
und Spiel würden ihn zu einem „General“ im Reiche des Offen-  
bach'schen Humors niemals aufrücken lassen. —

**Aus dem Thierleben.**

— Einen merkwürdigen Fall von Anpassung eines  
Hundes an den Gang auf zwei Beinen erzählt Worchington  
G. Smith in der englischen Wochenschrift „Natur“. Im vergangenen  
Juli, so berichtet er, fing sich bei der Downs-Farm bei Dunstable  
ein schwarz-weißer Schäferhund zwischen den Messern einer Mäh-  
maschine. Seine beiden rechten Beine, namentlich das rechte Hinter-  
bein wurde schrecklich verstümmelt, und das Thier verblutete fast.  
Der gutherjige Schäfer aber, dem der Hund gehörte, wollte ihn nicht  
auf diese Weise umkommen lassen, sondern verband seine fürchter-  
lichen Wunden, legte ihn sorgfältig in eine Karre, larrte ihn heim  
und pflegte ihn. Nach zwei bis drei Wochen hatte sich das  
Thier soweit erholt, daß es kriechen und sich auf den beiden linken  
Beinen mit geringer Unterstützung des zermalnten rechten Vorder-  
beins umherbewegen konnte. Der Hund lebt jetzt bei dem Schäfer  
in Dunstable und läuft jeden Tag den eine englische Meile langen  
Weg nach der Downs-Farm hin und zurück. Der größere Theil der  
Reise wird auf den beiden Beinen der linken Seite zurückgelegt, da  
der Hund mit dem rechten Hinterbein überhaupt nichts anfangen  
kann, und das rechte Vorderbein so beschädigt ist, daß er es nur als  
Kleine gelegentliche Stütze zu verwenden im Stande ist. Zum Auf-  
bruch erhebt sich der Hund rasch, wirft das rechte Vorderbein über  
das linke, setzt sich auf den beiden linken Beinen allein ins Gleich-  
gewicht und hopt sehr rasch ab, wobei die beiden rechten Beine un-  
benutzt herabhängen. Trotz dieser sonderbaren Art der Fort-  
bewegung bewacht er die Schafe ganz wie ein unbeschädigter Hund.  
Es ist ein sehr zutrauliches Thier und anscheinend voller Leben und  
Gesundheit. —

**Medizinisches.**

— Heilung des grünen Staars. Das wegen der  
grünlichen Farbe der Pupille als grüner Staar bezeichnete Glaucom  
ist eine der schwersten Augenkrankungen, an welcher in Europa  
etwa 1 pCt. sämmtlicher in den Augenkliniken sich vorstellenden  
Kranken leidet und die sehr häufig zu vollständiger Erblindung führt.  
Die bis nun gegen diese Krankheit angewendeten Mittel sind leider  
nur allzu oft machtlos. Einem Bericht der „Therapeutischen Wochen-  
schrift“ zufolge ist es dem Bukarester Chirurgen Professor Thomas  
Jonnesco gelungen, den grünen Staar durch eine neue sinnreiche  
Operation an einer vom Auge entfernten Stelle zur Heilung zu  
bringen. Von der Ansicht ausgehend, daß die Erkrankung durch  
einen Reizzustand des sympathischen Halsnervs bedingt ist, legte er  
diesen Nerv bloß und schnitt ein Stück desselben heraus. Jonnesco  
theilte der Pariser Académie de médecine mit, daß er diese  
Operation im Laufe dieses Monats bereits dreimal mit Erfolg  
ausgeführt hat. Im ersten, am 3. Oktober operirten Falle hat der  
bereits seit 2 Jahren völlig erblindete 50jährige Mann bald nach  
der Operation das Sehvermögen wiedererlangt und ungeschwächt  
erhalten. —

**Mineralogisches.**

— Manjal, das neuentdeckte Asphalt der Insel  
Barbados, soll die meisten im Handel befindlichen Sorten an  
Güte nach mehreren Richtungen übertreffen. Es ist sehr glänzend  
schwarz, mit großmüßlichem Bruch und findet sich in der Erd-  
oberfläche nahen Schichten von 0,3 bis 0,6 Meter Dicke. Man  
nimmt an, daß es durch Eintrocknung und Verharzung von Petroleum  
entstanden sei, welches dort vielfach zu tage tritt. Es übertrifft das  
Trinidad-Asphalt, den Utah-Gilsonit und den kanadischen Albitit  
entschieden an Güte und soll dem ägyptischen Asphalt nahekommen.  
Die Analyse ergab 2 pCt. Feuchtigkeit, 70,85 pCt. flüchtige  
organische Substanz, 26,97 pCt. nicht flüchtige organische Substanz  
und 0,18 pCt. mineralische Bestandtheile. Trinidad-Asphalt  
soll dagegen 20 bis 30 pCt. Feuchtigkeit enthalten und 38 pCt. Asche  
ergeben, so daß der Vorrang augenscheinlich wäre. Unter den ver-  
schiedenen Verwendungsarten für Manjal werden aufgezählt:  
1. Isoliation für elektrische Leitungen. 2. Herstellung von Firnissen  
bester Qualität. 3. Als bituminöses Bindemittel für Straßen und  
Fußböden. 4. Mit Torf oder anderem organischen Brennmaterial  
gemischt, zu einer Patentfeuerung, wofür wohl nur die geringeren  
Sorten Verwendung finden dürften. 5. In geringen Zusätzen bei  
der Gasbereitung, um die Leuchtstärke des Steinkohlengases zu  
steigern. Bei den über das Isolirvermögen des neuen Barbados-  
Asphalts angestellten Versuchen wurden nach dem Londoner  
„Engineer“ so befriedigende Ergebnisse erhalten, daß einige Sach-  
verständige die Hoffnung ausdrücken, es werde bald das Kaustik  
bei allen wasserdichten Isolirungen verdrängen. — („Prometheus“.)

**Humoristisches.**

— Der Reichthum der plattdeutschen Sprache.  
Ein hochdeutsch sprechender Herr fragte in Holstein einen ihm be-  
gegneten, dumm aussehenden Jungen nach dem Namen des vor  
ihm befindlichen Ortes. „Hä?“ fragte der zurück und — „Hä?“

erwiderte er auf alle folgenden Fragen. Der Herr ging, weiterer  
Fragen überdrüssig, davon und legte einem ihm begegnenden Bauer  
jene Frage vor, dabei bemerkend, der drüben ihm nachgaffende  
Bursche komme ihm recht sonderbar vor. „D, de is kopperig.“ sagte  
der Bauer. „Kupferig? Was meinen Sie damit?“ „He is tüterig!“  
„Was sagen Sie?“ „He is dummelich! Dummelich?“ „He is dwallerig!“  
„Verstehe wirklich nicht!“ „He is summelich; dat heet, he hett'n  
Himmel.“ „Sonderbar!“ „He hett'n Kappel; verstaht Se?“  
„Nein!“ „He is püttjerig!“ „Wie?“ „Em spöster dat haben!“  
„Bitte, drücken Sie sich mal deutlich aus!“ „I, mein Gott, können  
Se denn keen Dütsch verstaht? Em is de Kopp losdrögt!“ „Es  
wird immer bunter!“ „Nu denn, em sind de Beer dörrgahnt?“  
„So, die Pferde sind ihm durchgegangen. Das hat wohl schlimme  
Folgen gehabt?“ „Ne, so meen ic dat nich; he hett'n Stich!“  
„Hat er sich dabei gestochen?“ „Of nich; he hett'n Knall!“ „Werk-  
würdig!“ „Gewiß, dat is of merkwürdig, dat Se dat nich begriep'n  
könn! He hett'n Schruv verloren!“ „Von dem Fuhrwerk vielleicht?“  
„Das ist ja leicht gemacht.“ „Ach ne; hören Se, he is haben nich  
sefer!“ „Ich glaube, mein Vester . . .“ „He hett sien sief Swien  
nich losamen! . . . Nu war'n Se mi woll verstaht!“ „Wozu  
braucht er denn gerade fünf Schweine? Sollte er fünf Schweine  
hüten?“ „Ne, Herr . . . he is nich ganz bi Trost!“  
„Trost?“ „He is ja dämlich!“ „Das heißt wohl ziemlich?“  
„Dat heet, em is de Kopp to schannen!“ „Nun geht mir ein Licht  
auf!“ „Dat ward of Lied! He is översnapp!“ „Sie wollen also  
mit allem Gefagten andeuten, daß er blödsinnig ist?“ „Gewiß . . .  
he is hummelichig, he is dösig, he is . . .“ „So, er ist also ein  
Idiot. Das hätten Sie mir gleich sagen sollen. Freilich, dann hätte  
ich nicht erfahren, wie reich an Ausdrücken Ihre plattdeutsche  
Sprache ist! . . . Und nun mein Lieber, sagen Sie mir, wie jene  
Drtschaft heißt?“ „Dat is Dummerjahn un dat is Kloterjahn!“  
„Himmel und Hölle!“ branste der Fremde auf, „was sagen Sie?“  
„Ne, nich Himmel un Höl, so heet en paar Wirthshüs in Kreis  
Steinbarg achter de Horst; wi sünd hier ja in'n Pinn'barg un dat  
Döörp da heet Lurup . . . dat Krupunder.“ Der Herr ging schnell  
davon und der witzige Bauer blickte ihm stillvergnügt nach. —  
(„Niedersachsen.“)

**Vermischtes vom Tage.**

— In Königsberg ist das Hanflager der Firma  
Levithan u. Co. niedergebrannt. Der Schaden wird auf  
1 Million geschätzt. —

— Li Sechs Treiber mit einem Schuß verwundete  
dieser Tage in der Umgebung von Jülich ein Schäge. Glücklicher-  
weise waren die Verwundungen nicht erheblich. —

— Die Schlussverhandlung gegen Bruno Wille  
wird Ende November in Graz stattfinden. —

— Fünfkirchen, 1. November. In der Menagerie von  
Koczka wurden drei Geschwister Koczka während der Pro-  
duktionen im Tigerkäfig von einem Tigerweibchen in  
lebensgefährlicher Weise verletzt. Sie konnten noch lebend den  
Käfig verlassen. —

— Bei der Station Fuelek (Ungarn) erfolgte am Sonnabend  
ein Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge. Ein Zug-  
beamter und ein Passagier erlitten schwere, 22 Personen leichtere  
Verletzungen. —

— Auf einer Pusta bei Miskolcz hieb ein Schafhirt, der  
auf seine Frau eifersüchtig war, einem schlafenden Kameraden den  
Kopf vom Rumpfe. Das blutige Haupt des Opfers warf er  
der Frau zu und schrie: „Heb' Dir ihn zum Andenken auf, Du  
kannst ihn noch brauchen.“ —

— Von André. Einige Walfischfänger hatten gemeldet,  
daß sie in der Nähe von Spitzbergen einen rothen Gegenstand hätten  
schwimmen sehen; auch wäre es ihnen vorgekommen, als hätten sie  
Hilfschreie vernommen. Daraufhin hat nun die norwegische Re-  
gierung angeordnet, daß eine Hilfsexpedition nach Spitzbergen ab-  
geht. Der Dampfer wird Proviant für sechs Monate mitnehmen. —

— Brüssel, 31. Oktober. Im Nebenausstellungsgebäude zu  
Tervuren brach am Sonnabend Feuer aus, wodurch das  
große Ausstellungsrestaurant gänzlich zerstört und das Eisenbahn-  
gebäude theilweise vernichtet wurde. —

— Auch Paris wird demnächst elektrische Droschken  
erhalten. Eine Anzahl derartiger Wagen sind schon in Auftrag ge-  
geben; sie vermögen die für eine Fahrt von 80 Kilometern noth-  
wendige Kraft aufzuspeichern. —

— Nahe beim Bahnhofe Bayonne entgleiste am  
Sonnabend ein Eisenbahnzug mit entlassenen Reservisten; ein  
Passagier wurde getödtet, 10 verletzt. —

— Im Opernhaus zu Marseille kam es am Sonn-  
abend zu lärmenden Szenen. Man schimpfte auf den  
Municipalrath, der die dem Theater bisher gewährten Unterstützungen  
aufgehoben hat. —

— Wie aus Algier gemeldet wird, veranstalteten die Ein-  
geborenen von Nedzomat eine regelrechte Treibjagd auf  
nein Fremdenlegionäre, die sie für Deserteure hielten.  
Zwei Fremdenlegionäre wurden schwer verwundet ins Militär-  
Krankenhaus nach Nedzomat gebracht. —

— Münzen aus Aluminium werden demnächst in den  
Vereinigten Staaten in Umlauf kommen. —